

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 82 (1956)

Heft: 45

Artikel: Zoologischer Garten

Autor: Frey, Alexander M. / Barth, Wolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-496167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

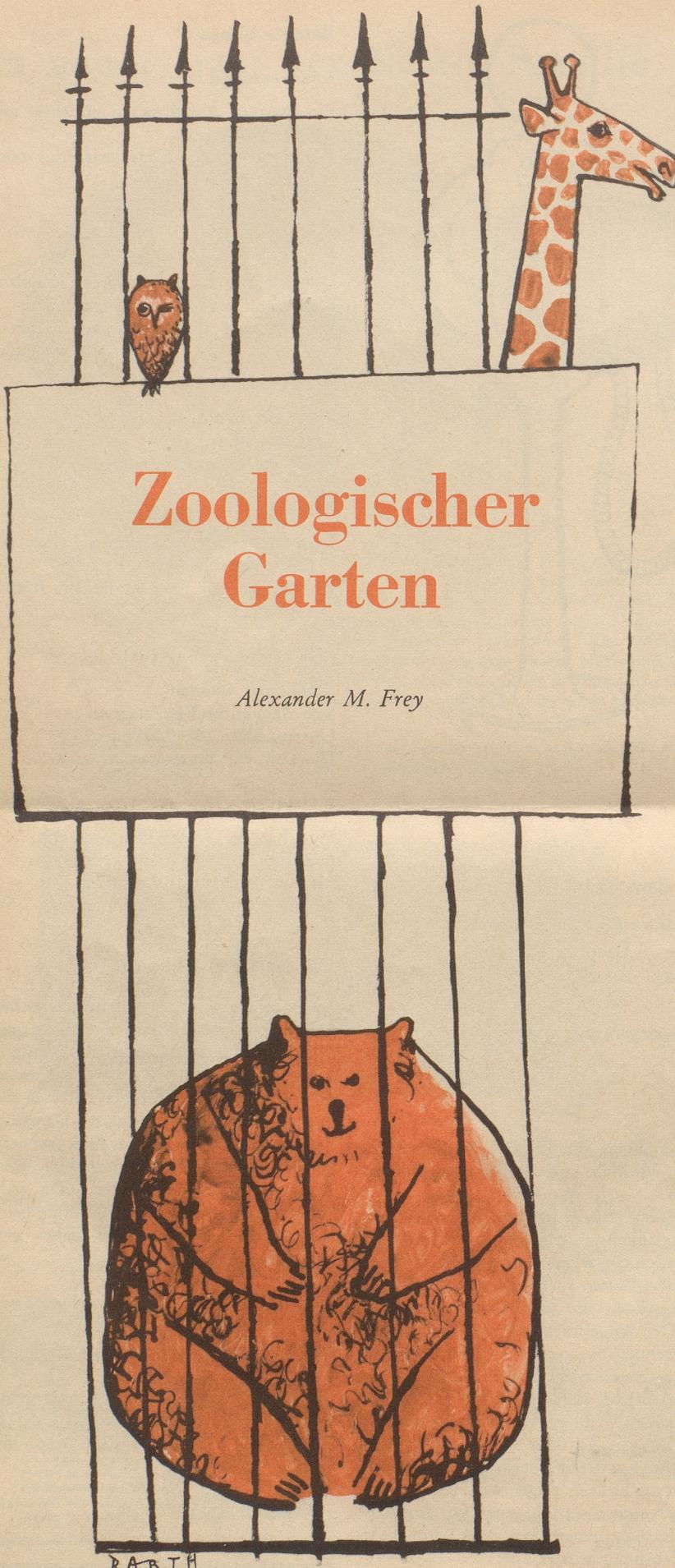
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zoologischer Garten

Alexander M. Frey

Der Zoologische Garten zerfällt in den Zoo und in den logischen Garten und als solcher beherbergt er nicht nur Tiere, sondern auch die Folgerichtigkeit. Sie zeigt sich in erster Linie darin, daß dieser hier terrassenförmig aufgebaut ist: seine Basis bildet mit Recht das Massiv der Elefanten, ein solider, rüsselschwingender Unterbau. Ganz oben – ein schüchterner Ersatz für das ‹Hoch in den Lüften› – hausen dann, ein wenig in der Enge wie in modernen Großstadtwohnungen, die Adler und Geier aller Sturmzonen, von den Anden des Kondors bis zum Atlas der Aasvögel. Ihnen könnte auch der riesenhafte Flugpalast die freie Bahn der Tüchtigen nicht ersetzen. Das mag ein kümmerlicher Trost sein, aber es ist einer, und so findet man sich ab mit ihren Drahtkabinetten, wie sie sich abfinden in einem Flugsprung von drei Metern Weite – als hole ein Seelöwe zum Schwimmen aus in der Badewanne.

Dazwischen ist dann das übrige. «Das übrige – es klingt wegwerfend. So ist es nicht gemeint, sondern: die übrige Pracht und Komik, Unheimlichkeit, Labsal, Tragödie und Komödie. – Kaum eine andere Kur- und Pflegeanstalt beherbergt so viel Giftschlangen wie diese. Es ist erstaunlich, ja es ist alarmierend. Da liegen sie hinter bloß millimeterdicken Glasscheiben – zerbrechlichen! – geknäult zu gefährlicher Schönheit, in vibrierenden Arabesken, Klapperschlangen und Brillenschlangen und weitere Ausgeburten, das konzentrierteste Gift Indiens, Afrikas und Südamerikas ringelt sich da – vielleicht hinter unzerbrechlichem Glas, das gibt es ja – und es sind armdicke und mannslange Serpanten darunter. Uns hatte man als Kinder immer erzählt, die Giftschlange sei klein, dünn und schattenhaft hurtig. Mittlerweile scheint sich Schlangen-Zoo-Logik gewandelt zu haben, ja – eben – ins Logische hinein: warum sollen solche lebende Giftbehälter nicht ein mächtiges und schreiendes Exterieur haben, zusammengesetzt wie aus breiten Armbändern, ebenholzschwarz und schwefelgelb? Freilich lauert daneben wie aus kränklichem Wachs still und stumm die winzige Dornviper, mit ihrem süßen spielerischen Hörnchen auf dem Köpfchen, in bescheidener Sandfarbe – und mit einem Auge, das in satanischer Täuschung wie erblindet aussieht und doch die kleinste Chance wahrnimmt. – Alle sind sie phantastisch schön gemustert, raffiniert in der Ausbalancierung der gebrochenen Farben, – man glaubt, zu entdecken, woher die Naturvölker ihre erstaunliche künstlerische Sicherheit nehmen: wahrscheinlich gerade von diesen tödlichen Gefahren her, die durch die Jahrtausende ihr Unterbewußtsein dominierend besetzt halten.

Daß übrigens unter den Menschen Krea-

turen mit seelischen Giftdrüsen umhergleiten, scheint durch den Garten wieder einmal erwiesen. Die beiden Gibbons, das bezaubernde an Affengeschöpfen, die drei Jahre lang durch die traumhaft sichere Akkuratesse ihrer Trapezkünste, durch die bescheidene Großartigkeit der seidenweichen Schwünges ihrer seidenhaarigen Pelze das Auge jedes Verächters der Erdenschwere entzückten, – sie sind dahin, sie sind vergiftet. Da gibt es also Besucher des Gartens, die mit Glück versuchen, jede sogenannte Bestie zu übertreffen.

Die Tiger sind wohlverwahrt, es ist bei Tigern gar nicht so ganz einfach – da hat einmal einer in Wien-Schönbrunn mit heimlichen Prankenschlägen so lange an einer Schraube hantiert, bis das Türchen offen war. Gut, nehmen wir an, hier diese größte Katze der Weltfauna ist ganz bei sich zuhause (übrigens in den saubersten Holzkästen der Arche Noah, die man sich denken kann) – aber ist sie, noch so wohl gesichert, selber sicher davor, daß ihr kein Brocken Fleisch, mit Zyankali gewürzt, vor die Füße fällt? Wie schützt man die Tiger vor den Menschen? Es wäre angesichts der toten Gibbons nur logisch im Zoologischen, wollte man darüber nachdenken.

Kein Kopfzerbrechen macht der Kragenbär (ohne Kragenknoten), eine schwarzspiegelnde Fettwalze auf Säulenstümpfen, in zottigen Strümpfen, die er geziert schwingt in einer vom Wanst behinderten Hurtigkeit, wie eine viel zu dicke, aber eitle Frau auf viel zu kurzen Beinen. Er trippelt über die heißen Steine, kurzatmig und ätzend, läßt sich plötzlich seitlich fallen – man hält, ohne der Komik Adieu zu sagen, eine Indigestion für möglich, aber es ist ein stinkfauler Trick, er rollt wie ein Fäßchen die Böschung hinunter in seichte Wässerchen. Wozu erst hintappen, wenn es viel bequemer so geht. Gleich steht er wieder auf seinen Säulchen, schiebt sich heraus aus der Brühe und ins Trockene und in den Schatten. Er hat ausgesorgt für die nächste Stunde. Ihm wird niemand etwas tun, in alle Ewigkeit nicht, er entwaffnet durch die Schwarze, die er bildet, eine einzige Schwarze, hartgummiartig, niemand wird ihr den Todesstoß versetzen und die Luft aus der Pneumatik herauslassen wollen.

Die Luft wie aus heißen Ventilchen stößt der Fischotter leise zischend aus dem zierlichen Schnäuzchen – das den Fischen tausendfachen Tod bringt. Wie kann die manierlichste Anmut, die von der Luft ins Wasser ölig schlüpft und sofort weiter in Erdspalten, als seien alle Elemente einunddasselbe für solche gleitende Geschmeidigkeit, – wie kann sie den Raub im Herzen und die List im sanften hübschen Köpfchen tragen? Sie kann. Das

Herz kann alles; wir wollen es nur nicht wissen und nicht wahr haben.

Da sind die Wölfe offenkundiger. Sie traben unverdeckt auf der Suche, sind bösartig unterwegs. Sie traben, versehen mit dem bekannten Wolfshunger, in Gedanken, die sie nicht haben und niemals haben können, durch die eisige Tundra Sibiriens, mag sie hier auch dreißig Grad plus aufweisen, nicht minus, und zehn Quadratmeter messen statt zehntausend Quadratkilometer. Es ist sogar ein Gewinn: man stößt immer wieder in Ecken, die man nach Hundeart beschnuppern und signieren kann. Und die Hitze ist ein Ersatz für die Kälte: manchmal ist dir so heiß, daß ein Schauer dir über den Rücken läuft – als fröhle dich.

Dem Mandrill ist nicht zu warm. Völlig rätselhaft bleibt, wie er das Kunststück mit seiner Frisur fertig bringt. Immer scheint er vor knappen drei Minuten von einem geradezu pedantischen Coiffeur entlassen zu sein. Da tanzt kein Kopf-, kein Barthärtchen seiner teuflisch soignierten Erscheinung aus der Reihe. Als phantastische Orchidee in den abgefeimtesten Farbstufungen von Zinnober und Himmelblau präsentiert sich das groteske Gebilde von Backe und Nase. Es blüht und wuchert symmetrisch wie Blüte und Frucht zugleich. Es ist nur logisch, daß diese kunstgewerbliche Orgie sich am anderen Ende des gedrungenen Herrn wiederholt, die Auswägung ist allein um der artistischen Wirkung willen wichtig; auch wird über das Korrespondierende der beiden Zonen viel Ehrliches ausgesagt. Um Ehrlichkeit bemüht ist die Zeichnerin vor dem Felsenbad der Bärin mit dem Jungen. Aber was hält sie fest auf dem Papier? Nur eine äußere Linie. Nicht das unbewußt Mütterliche, mit dem beiläufig durch eine Tatzenbewegung etwas zurecht geschoben wird. Nicht das Hindämmernde, das hellwach wird, blitzschnell, im Augenblick einer Gefahr. Gar keine scheint vorzuliegen, wenn das Kleine allein über viele Steinkanten zum Wasser hinunter torkelt und kindisch mit der weißen Quaste des Pfötchens darin herumangelt. Es darf ruhig hineinfallen, es gehört ja hinein seit ein paar hunderttausend Jahren. Da ist es auch schon so weit – und es schwimmt, als wälze es sich ausgelassen in einem großen Kinderbett. Die Mutter schaut nicht einmal hin, so sehr ist alles in bester Ordnung. Oder schaut sie doch – aus den Augenwinkel? Der Augenwinkel bei Tieren, deren große Pupille uns nicht sagt, wie sie jeweils steht, weil die Verschiebung nicht deutlich wird, der verborgene Blickwinkel verbirgt für den Menschen Gefahren. Ein Tier schaut dich nicht an, – aber plötzlich fällt es dich an. Längst hat es dich angeschaut, abgeschätzt, abgeschlachtet, verzehrt. Oh – kein Wort der Klage oder



gar der Empörung darüber! Es ist sein gutes Recht, basierend auf der schlimmen Regel. Regelrecht bleibt nur das eine: fressen oder gefressen werden. Es geht alternierend ganz logisch zu – im großen Zoologischen Garten der Welt.

Die Ankündigung des Untergangs durch das fauchende Donnergeknurr aus Tigerrachen – von einer Vehemenz, als rase ein Propeller in der Gurgel ... aber gleich daneben die miauende Sanftmut von Jaguar-Kätzlein, nicht größer als ein braver Hauskater, und in den artigen Farben eines Himmels voller Schäferwölkchen, der sich dann wandeln wird in den bestimmteren Himmel des schwarzberingelten Raubtieres ... gleich daneben das schwarzbefleckte, das Pardeltier, zum Vergleich der Leistungen einer ehrgeizigen Natur, die da kund tut: was ich hier an Schönheit in Tupfen sage, das sage ich dort in Ringen voll wilder Harmonie, melodiennahe Variationen des Themas Pelzmuster ... gleich daneben der kohlschwarze Panter, nichts anderes als ein Leopard, der ohne Rest in die Tusche geraten ist, unter den diesmal eintönig streichenden Pinsel der Schöpfung, wir ahnen nicht, warum – warum einmal so, einmal anders. Er zeigt das milde Rot seines Zahnfleisches, aber nicht das will er zeigen, sondern das drohend Grelle seines Elfenbeingebisses, er zischt, ganz anders als sein Riesenbruder, der Tiger, zu einem Drittel verlegen, zum zweiten eine Brücke suchend und zum dritten Unheil anmeldend. Er möchte gutes Einvernehmen – bei schlechten Absichten. Welche Unlogik. Aber sind die Menschen anders in ihren Ratlosigkeiten, und sind sie etwa so nur Tieren gegenüber?

